



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Totentanz der Minister in Paris.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Maske ist hinweggezogen; was haben wir? Die finstern Mienen des politischen Fanatikers. Und darum 474 Seiten in so glänzender Ausstattung? Armer Mann! Krankheiten verdienen Mitleid, und die, von der du befallen bist, das größte. Daher die hunderte von Stellen, welche die blonde germanische Rasse verspotten sollen, welche nach einem recht schlechten Dichter mit Freude ausrufen: „Da habt ihr eure Poesie, ihr Preußen,“ welche scheinbar verschweigen und das Schlimmste treffsicher erraten lassen. Armer Mann!

Aber deine Krankheit ist zum Glück nicht unheilbar. Mag sie auch einer unsrer größten Historiker auf eine Stufe stellen mit der, welche du so freigebig den deutschen Romantikern vorwirfst, einzelne kommen jedenfalls davon und werden nachher ganz vernünftig. Der erste Schritt dazu aber ist Erkenntnis. Und damit du sie nun — in lichten Augenblicken — recht erkennen und danach behandeln mögest, will ich sie dir, dem großen Litterarhistoriker, mit deutschen Dichtervorten schildern. Freilich muß ich diese entlehnen aus dem Gedichte des Mittelalters, über das du die Schale deines Bornes am reichlichsten ausgegossen hast, aus dem Armen Heinrich. Aber was thuts? Nicht wahr?

Sin swebendez herze das vorswane,
sîn swimmendin fröude ertranc;
sîn höhervart muose vallen,
sîn honie wart zo gallen.
Ein swinde vinster donreslac
zebrach im sinen mitten tac,
ein trüebcz wolken unde dick
bedaht im sîner sunnen blic.
Er sente sich vil sêre
daz er sô manege êre
hinder im müeste lâzen.
Verfluochet und verwâzen
wart vil ofte der tac,
dâ sîn geburt ane lac.

(Schluß folgt.)



Der Totentanz der Minister in Paris.



Die dritte Republik der Franzosen scheint den ganzen saturninischen Hunger der ersten zu besitzen, nur in etwas anderer Gestalt. Beide verschlingen ihre eignen Kinder bald nach der Geburt, nur sehen wir das demokratische Ungetüm dort mit der Guillotine, hier mit der parlamentarischen Botirmaschine fressen. Im übrigen ist dieser unnatürliche Trieb heute derselbe wie ehemals: er setzt sich zusammen aus

demokratischem Neid und aus Streberei, die zu jedem Machthaber, jedem Ministerium über kurz oder lang, gewöhnlich schon nach wenigen Wochen die Stellung einnimmt, welche sich in dem Worte ausdrückt: *Ote toi que je m'y mette*. Das wird zweifellos so fortgehen, so lange die Republik in Frankreich das Leben behält. Selbst bedeutende Geister wie Thiers und Gambetta wurden bald unmöglich. Ebenso erging es Ferry, dem geschicktesten französischen Staatsmanne nach ihnen. Das zuletzt gestürzte Cabinet Tirard war ein Erzeugniß der Verlegenheit, das nach langen Wehen geboren wurde und dem man schon ein kurzes Leben weisssagte. Diese Annahme schien täuschen zu wollen; denn es fristete sich das Dasein vom 11. Dezember v. J. bis in die letzte Märzwoche d. J., und man beseitigte es vorzüglich deshalb so plötzlich, weil man mit Überraschung bemerkte, daß es sich durch kluge Maßregeln in immer weitem Kreisen Beliebtheit erworben hatte und darauf gestützt eine größere Thatkraft entwickelte, als es für die Pläne der Kammerparteien wünschenswert erschien. Der Ehrgeiz dieser Cliques begriff, daß man nicht länger zögern durfte, wenn das Ministerium nicht festwurzeln sollte, und so ergriff man die erste beste Gelegenheit oder, genauer besehen, so brach man den ersten besten Vorwand vom Zaune, um Tirard und seine Amtsgenossen zu Falle zu bringen. Der Streich gelang: Tirard ist beiseite geschoben, und Floquet hat sich auf sein Fauteuil gesetzt. Wird er sich viel länger darauf behaupten als die Mehrzahl seiner Vorgänger im Räte des Präsidenten? Bei jeder neuen Krisis sind jetzt die einzigen Politiker, die als unmöglich für den Posten des Kabinettsleiters angesehen werden müssen, die, mit denen man es bereits versucht hat. Unter denen, mit welchen man es noch nicht versucht hat, nimmt Floquet eine hervorragende Stellung ein, indem er bisher Präsident der Deputirtenkammer war. Sonst weiß man von ihm nicht viel mehr, als daß er 1867 dem Zaren Alexander II. bei dessen Anwesenheit in Paris ein ungezogenes *Vive la Pologne!* zurief, daß er vor kurzem eine Versöhnungskomödie mit dem Botschafter des schwer beleidigten Rußland abspielte, und daß er eine Zeit lang Mitglied der Kommune war und deshalb von Thiers verhaftet wurde. Man hielt bisher dafür, seine Beleidigung des Kaisers Alexander habe ihm geschadet, da es, so lange in Paris der Aberglaube herrscht, ein Bündnis mit den Russen sei möglich, sich selbstverständlich verbot, ihn zum Ministerpräsidenten zu wählen, weshalb er denn auch zehn Jahre auf diesen Posten warten mußte. Der Verzug ist ihm aber gut bekommen; denn während Gambetta, Ferry, Freycinet und ein halbes Duzend andre von weniger Ruf und Gewicht im Amte die außer demselben erworbene Popularität verbrauchten und verloren, hat er sich diesen Besitz im kühlen Schatten des Zustandes eines Nichtangestellten und Unverantwortlichen frisch und unverfehrt erhalten. Frankreich hatte keine Gelegenheit, seiner überdrüssig zu werden. Nun ist die Reihe an ihn gekommen. Nachdem Rußland ihm vergeben hat, darf er jetzt sein Glück auch mit dem Regieren versuchen, was in

Frankreich freilich bisher bedeutete, daß man einige Wochen oder Monate seine Zeit, seine Galle und seinen Ruf mit Sisyphusarbeit und unablässigem Ärger verschwendet. Er ist ein Radikaler mit sehr weitgehenden und sehr entschiednen An- und Absichten und müßte als solcher von Anfang an die gemäßigten Republikaner, unterstützt von den Legitimisten und Bonapartisten, gegen sich haben. Die Abstimmung, welche Tirard zu Falle brachte, ging von Elementen aus, die sich niemals zur Unterstützung einer Regierung vereinigen werden, von den beiden monarchischen Parteien, welche sofort als Todfeinde Floquets auftreten werden, und von den unversöhnlichen Radikalen und Sozialisten, die mit keinem achtbaren Ministerium auch nur einen Waffenstillstand schließen werden. Der Boulangerismus, das dritte Element, verlangt gründliche Abänderung der Verfassung, was praktisch nicht nur Abschaffung des Senats, sondern Wieder-
 aufleben des Konvents der ersten Revolution bedeutet. In der That, die Krisis, welche Tirards Ministerium umwarf, war das Ergebnis eines Bündnisses von Fraktionen mit sehr verschiedenen Zielen. Die Royalisten und Imperialisten wollen keinen Parlamentarismus, sondern das Regiment eines Mannes, der eine Krone von unvermischem Golde trägt. Die Radikalen bekämpfen den Senat, weil er zum Teil mittelbar gewählt ist und weil einige seiner Mitglieder ein Mandat für Lebenszeit inne haben. Die Boulangeristen, die denselben Boden einnehmen, fügen leise hinzu: „Das Land fordert, daß ein fähiger Soldat an seine Spitze gestellt und dann zur Rache an den Deutschen geschritten werde.“ Was alle eint, ist das, was immer der Hauptwunsch der Franzosen war, Wechsel, Abänderung der gerade geltenden Einrichtungen. Sie haben jetzt die „Republik der achtbaren Leute“ satt, wie sie nach und nach alle Regierungsformen satt bekamen, die sie seit 1789 hatten. Diese unruhige Begier nach immer neuen Dingen trieb die aus allen Ecken zusammengescharrte Mehrheit der Volksvertretung zu der Erklärung, die 1873 angenommene und vor einigen Jahren schon umgestaltete Verfassung müsse notwendig im Kessel eines konstituierenden Kongresses nochmals umgeschmolzen werden. Vergebens fragt man, weshalb. Diese Verfassung hat, wenn man sie mit früheren französischen Verfassungen vergleicht, gerade nicht bewundernswerte, doch ziemlich gute Dienste gethan. Sie hat Fürsten ausgewiesen, aber weder geköpft noch ihrer Güter beraubt. Sie hat die Jesuiten aus dem Lande, die Mönche aus den Schulen, barmherzige Schwestern aus den Spitälern vertrieben, aber weder Priester guillotiniert, noch Erzbischöfe erschossen, noch die Messe verboten. Sie hat ihre unglücklichen kleinen Kriege in Tonking und Madagaskar gehabt, aber nicht zu Invasionen und Katastrophen geführt. Unter ihr war die Presse freier denn je vorher, man durfte politische Versammlungen abhalten nach Herzenslust, die öffentliche Ruhe erlitt keinerlei Störung. Aber keiner ihrer Vorzüge rettete sie vor ihrem Schicksale: sie hatte endlich zu lange gelebt.

Nach etwa achtzehn Jahren tritt in Frankreich, wie es scheint, ein Um-

Schwung ein, 1870, nach Sedan, erfreute man sich des letzten gründlichen, und so wäre jetzt die Zeit erfüllt, und es müßte von Rechts wegen wieder einen geben. Das sieht wie eine mystische Naturnotwendigkeit aus, erklärt sich aber aus der Thatsache, daß in Frankreich ein neues Geschlecht aufgewachsen ist, welches 1876 aus Kindern bestand, die nichts oder wenig Bleibendes vom Kriege, der Belagerung von Paris und der Kommune erlebt und erfahren haben. Was sie später durch Lektüre und bildliche Darstellung davon kennen lernten, waren nicht die Schläge und Niederlagen, die Schrecken und Verluste, welche das Land damals erlitten hatte, sondern die Großthaten, die es verrichtet, der Heldensinn, den es entwickelt hatte, die Macht, die es trotz allem angeblich gewesen war, wobei es an Erdichtung und Übertreibung nicht mangelte. Die zu Männern erwachsenen Kinder schlossen dann: Wenn Frankreich sich damals so heroisch schlug und „Bismarck beinahe erdrückt hätte, obwohl es übel vorbereitet und allüberall verraten war,“ was würde es nicht leisten, welche Triumphe nicht feiern, wenn es jetzt Gelegenheit fände, sich abermals mit den Deutschen zu messen! Dasselbe rückblickende Selbstgefühl folgte den Niederlagen von 1814 und 1815 nach anderthalb Jahrzehnten. 1830 lebte der Bonapartismus gewaltig wieder auf, und ohne die Schlaueit Ludwig Philipps wäre schon damals das Kaisertum wieder ausgerufen worden. Zehn Jahre später durfte er es wagen, die Leiche des großen Korsen nach Paris zurückzuführen und mit Pomp dort zu bestatten. Der Enthusiasmus war ungeheuer. Man dachte nur noch an den Helden, den Sieger, seine Glorie war wie ein Feuer, das alle andern Erinnerungen verzehrte. Die Schrecken seiner langen Kriege, seine erschöpfenden Rekrutierungen, die beiden Invasionen, die er dem Lande zugezogen, verschwammen in dem lichten Dunste der Legende, mit welcher Liederdichter, Dramatiker, Romanschreiber und Historiker aller Art die halbmythische Gestalt Napoleons verklärt hatten. Als Ludwig Philipp den Thron bestieg, versicherte man der Welt mit tiefinnerster Überzeugung, daß der konstitutionelle König das beste Bollwerk gegen die Revolution sei, aber als die achtzehn verhängnisvollen Jahre verflossen waren, war Frankreich richtig des Parlamentarismus und des Friedens überdrüssig und stürzte sich mit leichtem Herzen kopfüber in eine neue Revolution. Die jetzt fast herkömmlich gewordene Periode der Akteurs in der Umwälzung von 1830 hatte sie zuletzt eben von der Bühne abtreten und jüngern, heißblütigern Leuten Platz machen sehen, die begierig waren, selbst eine Revolution ins Werk zu setzen. Die Leute, welche das zweite Kaiserreich in seinen letzten Jahren bekämpften, sind jetzt ebenfalls von der Bühne verschwunden. Thiers, Jules Favre, Gambetta sind tot, Jules Simon ist im Senate kalt gestellt, Ferry hat sich unmöglich gemacht. Die Knaben, die 1870 noch in der Schule die Fibel studirten, sind jetzt die hauptsächlich bewegenden Kräfte. Das ist die Geschichte des modernen Frankreichs. Augenblicklich aber kommt zu der sich wiederum regenden nervösen Unruhe der Nation noch etwas: der Widerstreit

zwischen den feststehenden Einrichtungen und einem strebsamen und populären Manne, was in Frankreich auch schon dagewesen ist. Das Direktorium war achtbar, aber mittelmäßig, und es gab da eine regelrechte Verfassung mit ihren Älten und ihren Fünfhundert, welchen allen die Franzosen Treue geschworen hatten. Die obskuren Beamten und Vertreter, die ein noch obskureres System handhabten, verschwanden im Nu, als ein Soldat mit einem ruhmbedeckten Namen sie mit ihrem Kartentische vom Tische blies. „Gebt uns einen Mann statt einer Doktrin, eines Systems, gebt uns etwas Persönliches, einen Charakter!“ klang es aus den Äußerungen der Unzufriedenheit heraus, welche allenthalben laut wurden, und sie bekamen, was sie wollten, in Napoleon Bonaparte. 1848 wurde das Volk wieder mit republikanischen Einrichtungen beschenkt, und wieder ertrug es sie nur kurze Zeit, wieder verlangte es einen Mann, wieder erhielt es ihn in Gestalt eines Napoleon. Jetzt scheint es fast, als ob der abermals sich äuernde Wunsch zuletzt in der Person Boulangers erfüllt werden sollte, der sich in seiner Ansprache an die Wähler des Departements Nord gegen die Republik, wie sie ist, auflehnt, an die man nicht glauben, für die man sich nicht erwärmen könne. Das scheint zu beweisen, und beweist in gewissem Sinne, daß Frankreich monarchische Instinkte hat. Andererseits aber ist es offenbar zu dauernder Anhänglichkeit an einen persönlichen Herrscher ebenso unfähig wie zu abstrakter Liebe zu irgend einem System. Selbst wenn Boulanger bedeutender wäre, als er ist, würde er sich als Diktator rasch abnutzen und seine Popularität verlieren, noch ehe er zum Beginn mit seinen verheißenen Großthaten gegen die Deutschen gelangte. Schon seine Wahl von Ministern und andern Beamten würde ihm Scharen von Feinden in den Übergangnen erwecken, und jeder weitere Regierungsakt würde diese vermehren. Er ist jetzt nur deshalb der Mann der Zukunft, weil er das große Unbekannte ist. Nach höchstens sechs Monaten wäre es mit ihm vorüber. Gambetta, der ihn an Talent und Energie weit überragte, büßte in viel kürzerer Zeit sein Ansehen ein, als er verantwortlich geworden war, und versank in die Schattenwelt der Verbrauchten.

Vorläufig indes sind wir noch nicht so weit. Wir haben es zunächst mit dem neuen Kabinet zu thun, zu dem wir deshalb jetzt zurückkehren. Wer will Herrn Floquet und seinen Amtsgenossen das Horoskop stellen? Wir glauben, daß kein politischer Astrolog der Aufgabe gewachsen sei. War im Augenblicke seiner Geburt Jupiter oder Saturn oder vielleicht Mars im Aufsteigen? Wird es in einigen Wochen schon den Weg alles Fleisches gehen oder das Durchschnitzalter der französischen Ministerien seit 1871, von denen es das vierundzwanzigste ist, d. h. neun Monate erreichen? Wird es durch ein Kammervotum, einen Straßenaufstand oder durch einen Krieg fallen? Sein Führer, Floquet, ist, wie gesagt, als solcher ein neuer Mann, die namhaftesten seiner Kollegen, Goblet und Freycinet, haben schon als Minister Schiffbruch gelitten. Floquet galt bisher als radikal, aber das Kabinet konnte von vornherein nicht als radikal

angesehen werden; denn es hatte entschiedne Opportunisten zu Mitgliedern. Jetzt hat es auch vor der Volksvertretung sein Programm entwickelt, und man weiß, was es zu thun und zu lassen gedenkt. Es liegt darin nichts Überraschendes und wenig Neues. Die Erklärung, mit welcher der Amtsantritt des Koalitionsministeriums erfolgte, wiederholt im allgemeinen die Redensarten, mit denen die frühern Kabinette sich den Kammern vorstellten. Die Regierung schrickt nach ihr vor keiner „sorgfältig ausgearbeiteten“ Reform zurück, es eilt ihr also nicht mit dem Anliegen der Radikalen; sie will „sich nur an die Spitze einer republikanischen Mehrheit stellen, um sie auf einen gedeihlichen Weg zu führen und in ihren Reihen eine freiwillige Disziplin herzustellen, um so nach und nach die Hoffnungen zu verwirklichen, welche die Nation auf die Republik gesetzt hat.“ Was die Frage einer Verfassungsrevision (einer Umgestaltung des Senats) betrifft, so erfordert diese nach Floquets Versicherung „die größte Ruhe und Überlegung.“ Die Regierung bittet also die Gesetzgeber um Geduld, sie sollen vertrauensvoll warten, bis sie ihnen den günstigen Augenblick zu Reformen angeben und das Einvernehmen zwischen beiden Kammern anbahnen kann. Dann folgen in dem Programm Versprechungen von allerhand guten Dingen: es sollen u. a. Gesetzentwürfe über das Genossenschaftswesen, über eine endgiltige Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, über Einführung der weltlichen Gerichtsbarkeit für die letztere und dergleichen mehr vorgelegt werden. Zum Schlusse heißt es: „Die neue Organisation unsrer nationalen Kräfte, die darin besteht, daß wir unsre Maßregeln für die Verteidigung vermehren, erlaubt uns nicht nur, uns der Achtung sicher zu fühlen, die man uns schuldig ist, sondern ist auch eine Bürgschaft für den Frieden, dem wir aufrichtig zugethan sind. Rüsten wir uns also im Innern und nach außen hin zur Feier des glorreichen hundertsten Jahrestages von 1789, zu welchem Frankreich Gelehrte, Gewerbetreibende und Arbeiter der ganzen Welt eingeladen hat.“ Mit diesem Glaubensbekenntnis oder diesem Menu betritt der bisherige radikale Präsident der Kammer, nunmehr Präsident des Ministeriums, notgedrungen, denn es geht durchaus nicht anders, wenn man nicht den Mut zu großen Wagnissen fühlt, ungefähr dieselben Wege, welche die von seiner Partei wiederholt bitter getadelten opportunistischen Ministerien vor ihm wandelten. Er schiebt auf und verpflichtet sich zu keiner wichtigen Reform. Die Forderung der Verfassungsrevision, von dieser Partei bisher als höchst dringend behandelt und damit der eigentliche Anlaß zum Rücktritte Tirards geworden, ist jetzt auf einmal ein Verlangen, das reiflich überlegt und geprüft sein will, ehe zu seiner Erledigung geschritten werden kann. Sa noch mehr: Herr Floquet findet, daß die augenblickliche Lage ganz besonders ungeeignet sei, diese hochwichtige Frage zu lösen, „wenn man sie nicht geradezu als Bedrohung der republikanischen Grundsätze kompromittiren will.“ Hier war Rhodus, und hier war gesinnungstüchtig und parteimäßig zu springen, aber der Matador der Radikalen zog vorsichtig vor, es zu unterlassen. Kritisiren und

opponiren ist immer leichter als schaffen und handeln. Aber es wird sich nun zeigen, ob die Gefinnungsgeoffen sich der bessern Erkenntnis der Regierung anschließen werden, weil einer von den Ihrigen an die Spitze derselben gelangt ist. Ein schönes Licht würde dadurch auf ihre Überzeugungstreue keinesfalls fallen. Nicht besser als die Verfassungsrevision kommen andre Artikel des Credo der Radikalen in Floquets Rede weg, weder die Einkommensteuer noch die Trennung von Kirche und Staat haben darinnen eine Stelle gefunden. Wohl aber malt der neue Ministerpräsident das Schreckgespenst der Diktatur an die Wand und stellt sich auch damit ganz auf den Standpunkt seiner bisherigen Gegner. Er kann aber nicht anders, es ist Gefahr vor der Thür, und man muß behutsam und maßvoll auftreten. Dieses Ministerium ist wohl der letzte Versuch einer Regierungsbildung unter dem gegenwärtigen parlamentarischen Regiment, der letzte Versuch, zu hindern, daß die Krankheit, die sie der Republik zugezogen hat, in galoppirende Schwindsucht übergeht. Vermag Floquet sich nicht zu halten, dann bleibt nur die Auflösung der Wahlkammer und die Berufung an das Land übrig, also gerade das, was Boulanger in seiner Kandidatenansprache an die Wähler des Norddepartements neben der Verfassungsrevision vorzüglich wünschte, um sich, sobald es erfüllt worden, dem Volke als Retter in der Not vorstellen und empfehlen zu können. Er ist zwar durchaus kein großer Mann, aber die Demokratie, welche nur Mittelmäßigkeiten aufkommen läßt und duldet, hat es dahin gebracht, daß ihm auch kein großer Mann gegenübersteht, und kein stark organisirtes System hemmt seine ehrgeizigen Pläne. Dazu kommt die Erinnerung, daß Floquet und zwei andre der neuen Minister einst seine Freunde waren. Freycinet berief, als er Ministerpräsident war, den General als Kriegsminister in sein Kabinet. Goblet behielt ihn, als er selbst zur Gewalt gelangt war, den „Nationalhelden,“ an jener Stelle und harmonirte gelegentlich mit ihm, soweit es anging, in chauvinistischen Rundgebungen, wie er sich denn, als der Schnäbele-Vorfall die Gemüther erhitzte, von Grévy den Vorwurf zuzog, Frankreich leichten Sinnes in Kriegsgefahr verwickelt zu haben. Es fragt sich, wie er und der elastische, aalglatte, sich leicht anbequemende Freycinet, der neue Kriegsminister, jetzt über ihn denken.

Sicher ist, daß die Republik und die Volksvertretung in der letzten Zeit viel an Achtung und Ansehen eingebüßt haben. Sie sind Gegenstände des Hasses und der Geringschätzung bei vielen Parteien, bei allen royalistischen und imperialistischen Gruppen, sowie bei den roten Radikalen und Sozialisten in Paris und im Süden, welche Felix Pyat, den schäbigsten politischen Barrabas, jedem anständigen Manne vorziehen. Es hat nun schon wiederholt Zeiten in Frankreich gegeben, wo, als die Institutionen des Landes erschüttert und mit dem Zusammenbruche bedroht waren, ein hervorragender Mann sich als Retter oder Beschützer vor der Anarchie anbot. 1789 war es Mirabeau, zehn Jahre später Bonaparte, 1830 Ludwig Philipp, 1848 Cavaignac und später Chan-

garnier, dann Louis Napoleon, 1871 Thiers und 1873 Macmahon. Jetzt ist es Boulanger, zwar mittlerer Größe, aber unter noch kleineren fast ein Riese, wenigstens in den Augen vieler. Der neue Mann hat nur den einen Fehler, er vertritt vorläufig nicht die Reaktion nach einer Befestigung des Staates, sondern den Fortgang zu intensiverer Verwirrung, Lockerung und Auflösung. Seine Gehilfen bestehen in lärmenden Radikalen mit zweifelhaftem Vorleben und bedenklichem politischen Tone, welche ein Gemisch von Cäsarismus und Kommune reden. Das darf aber nicht überraschen, da 1793 der rücksichtsloseste Despotismus, den Frankreich je erlebte, von einer Rote von Hallunken im Namen der Freiheit geübt wurde. Es wäre aber nicht völlig unmöglich, daß Boulanger, selbst wenn er durch eine Revolution der extremen Radikalen an die Gewalt käme, den Franzosen wenigstens für einige Zeit das gäbe, was sie brauchen, und was die Verständigen unter ihnen herbeiführen, eine starke, feste Regierung, frei von parlamentarischer Geschwägigkeit, Streberei und Unfruchtbarkeit. Solche Verwandlungen von Demagogen in Diktatoren mit eisernen Händen sind nicht bloß im alten Rom mehrmals vorgekommen. In Frankreich hatte man die beiden Bonaparte. In der spätern Politik Gambettas finden sich Anzeichen einer deutlichen Umwendung zu konservativem Denken, und hätte er eine Revolution, wie sie jetzt möglich ist, erlebt und Macht besessen, so würde er so entschlossen gegen sie aufgetreten sein wie Thiers gegen die Pariser Kommune. So ist es am Ende keine große Thorheit, wenn die Reaktionäre in der Kammer mit dem Feuer des Boulangerismus spielen; sie mögen glauben, daß, wenn Not an Mann geht, jeder Herrschende in Frankreich sich entschließen muß, auf den unbotmäßigen Pöbel Feuer geben zu lassen.

Zuletzt noch eins. Jedes weitere Jahr seit dem Sturze des Kaisertums hat die weitblickende Weisheit unsers Reichskanzlers handgreiflicher gerechtfertigt, mit der er glaubte, daß die Republik in Frankreich für das übrige Europa die am wenigsten gefährlichste Regierungsform sein würde. Arnim hatte eine entgegengesetzte Ansicht. Erfüllt vom Geiste der heiligen Allianz und von der Erinnerung an die thronstürzenden Siege der Sansculottenheere, mit denen die erste französische Revolution für ihre Ideen Propaganda machte, bedachte er nicht, daß Europa inzwischen ein andres geworden war, und fürchtete deshalb eine Wiederholung jener Kraftleistungen durch die dritte Republik. Diese aber hatte keine Ausichten der Art, sie sah sich Starke, statt gebrechlichen Alten gegenüber, besonders dem durch Preußen geeinten Deutschland. Sie begann ihr Dasein als Besiegte, pekuniär Abgezapfte und Verstümmelte. Fürst Bismarck sah voraus, was kommen mußte. Es gab im Lande verschiedne unversöhnliche Parteien, drei monarchische und ebenso viel republikanische, die nur in der Opposition sich verbinden konnten und kein festes Ministerium aufkommen ließen. Er begriff, daß kein Souverän Europas sich zu einem Bündnis mit einem Staate entschließen würde, dessen Ministerien unablässig kommen, um wieder zu

gehen. Es wäre ein Kunststück gewesen, wie wenn man eine Kette aus Triebjand oder windgejagten Wolken zu schmieden versuchen wollte. Bismarcks Prophezeiung ist vollständig eingetroffen, dreiundzwanzig Ministerien in achtzehn Jahren haben die Diplomatie der Republik zum Gelächter der Welt gemacht.



Die Kanzlerkrisis und die Freisinnigen.



er Herensabbat, welchen die fortschrittliche Presse seit dem November v. J. aufführt und welcher seit der Thronbesteigung des Kaisers Friedrich in eine Walpurgisorgie ausgeartet ist, gehört nicht dem Griffel des Geschichtschreibers an, sondern der Geißel des Satirikers. Freilich erst für die Zukunft, denn die Gegenwart macht es aus leicht begreiflichen Gründen schwer, diese Geißel zu schwingen. Es ist etwas ganz Unerhörtes, daß eine Partei einen Regenten als den ihrigen in Anspruch nimmt. Muß es mit Recht getadelt werden, wenn eine Partei — wie seiner Zeit in Preußen die altkonservative — die Königstreue für sich allein in Anspruch nimmt und dies damit begründet, daß sie den König in allen politischen Dingen unterstütze, es ist doch immerhin eine vornehmere und edlere Gesinnung, als wenn eine Partei sich vermißt, den eben zur Regierung gelangten Herrscher als ihren Parteigenossen mit Beschlag zu belegen. Noch verwerflicher ist es, wenn dies in der ebenso cynischen und geschmacklosen Weise geschieht, mit welcher Herr Eugen Richter in der Freisinnigen Zeitung, Herr Landgerichtsdirektor Lessing in der Vossischen, Herr Rudolf Mosse im Berliner Tageblatt und die anonyme Demokratie der Achtundvierziger in der Volkszeitung das neue Herrscherpaar mit ihren eignen Gesinnungen zu identifizieren suchen und den Thron umwedeln. Es ist unmöglich und widerspricht sowohl der angeborenen Ehrfurcht vor dem Monarchen und seiner erlauchten Gattin wie dem guten Geschmack, hier die Einzelheiten in der erforderlichen Form vorzutragen, aber die Zeit wird kommen, in welcher den fortschrittlichen Agitatoren ihre königstreue Maske heruntergerissen werden soll von Leuten, welche die Königstreue im Herzen und nicht auf der Zunge tragen.

Bisher bestand die fortschrittliche Spiegelsechtereie darin, aus mehr oder minder verbürgten Äußerungen und Anekdoten aus dem Vorleben des Herrscherpaars einen Gegensatz aufzustellen zwischen der Politik des Kaisers Friedrich und dem Reichskanzler. Schon die Thatsache, daß der neue Monarch den bewährten Diener seines erlauchten Vaters auch in seinem Dienste behielt, hätte den Herren eine gewisse Mäßigung und den erforderlichen Takt auferlegen